■ Vom Schtetl in den Hörsaal

Luise Hirsch, Vom Schtetl in den Hörsaal: Jüdische Frauen und Kulturtransfer (minima judaica, Bd. 9), Berlin (Metropol Verlag) 2010, 400 S., 24,00 €

Wie entsteht kultureller Wandel? Welchen Anteil haben Eigeninitiative und Möglichkeitsstrukturen an gesellschaftlichen Veränderungen? Und wie lässt sich die Wirkung dieser Faktoren empirisch belegen? Luise Hirsch hat sich die Aufgabe gestellt, diesen grundlegenden theoretisch-methodischen Fragen der Geschichtswissenschaft in einer Kollektivbiographie über jüdische Studentinnen nachzugehen.

Der Untertitel »Jüdische Frauen und Kulturtransfer« deutet bereits an, dass die Studie mehr leisten will als den Umstand darzulegen, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überdurchschnittlich viele jüdische Frauen aus Russland und Deutschland an die Universitäten – zunächst in der Schweiz, später auch im Kaiserreich – drängten. Diese Untersuchung zum Kulturtransfer beruht auf einer breiten empirischen Basis. Sie geht dem familiären Hintergrund der jüdischen Studentinnen nach, indem sie die Register der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin auswertet und diese Daten mit den überlieferten Memoiren der Akademikerinnen abgleicht. Insgesamt konnte Luise Hirsch über 1.000 jüdische Frauen identifizieren, die zwischen 1896 und 1908 als Gasthörerinnen und danach bis 1918 als immatrikulierte Studentinnen die Universität besuchten. Sie unterscheidet dabei zwischen russländischen und deutschen Studentinnen, in der Absicht, die kulturellen Differenzen im weiblichen jüdischen Selbstverständnis nachzuvollziehen. Die Autorin will zeigen, dass »die Pionierrolle, die Jüdinnen bei der praktischen Durchsetzung des Frauenstudiums einnahmen, kein Zufall ist, sondern durch die spezifische symbolische Ordnung des rabbinischen Judentums hervorgebracht wurde«. Demnach beeinflusste eine gesellschaftliche Minderheit, prädestiniert durch ihr kulturelles Selbstverständnis, die Mehrheitsgesellschaft und fungierte als Vorkämpferin für strukturelle Veränderungen, von der die Mehrheitsgesellschaft profitierte. Darüber hinaus portraitiert Luise Hirsch etwa 70 der jüdischen Studentinnen, so dass ihre transkulturelle Studie zugleich ein biographisches Nachschlagewerk ist.

Im ersten Kapitel wird der gesellschaftliche, ideelle und soziale Hintergrund der russländischen Jüdinnen erläutert. Daran schließt sich eine Darstellung der Traditionen im rabbinischen und aschkenasischen Judentum an. Die sehr mobilen jüdischen Studentinnen aus Russland gingen zunächst meist an Schweizer Universitäten – zu den berühmtesten gehörte übrigens Rosa Luxemburg – wechselten aber, sobald das möglich war, auch an die hochangesehene Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin. Allein schon ihre Anwesenheit im universitären Betrieb und ihre Beharrlichkeit, sich nicht wieder daraus verdrängen zu lassen, befeuerten die vor allem in Deutschland sehr emotional geführte Diskussion um das Frauenstudium. Das dritte Kapitel geht auf den familiären und kulturellen Hintergrund deutsch-jüdischer Studentinnen ein und ordnet das Frauenstudium in die Hochschulentwicklung im Kaiserreich ein. Kapitel fünf und sechs orientieren sich an den biographischen Daten der Frauen: Darin werden typische Studienverläufe dargestellt, schließlich die weiteren Lebensumstände der Akademikerinnen in der Weimarer Republik und im Dritten Reich.

Methodisch stellt die Verfasserin den recht angestaubten und in ihrer Erklärungsreichweite begrenzten Konzepten von »Assimilation« und »Akkulturation« das

dynamische Prinzip des kulturellen Transfers entgegen. Mit Blick auf die postkoloniale Theorie und die Rolle von kulturellen Vermittlern geht Hirsch davon aus, dass die Bedingungen für eine akademische Etablierung von Frauen in einem Wechselspiel kultureller Interaktion zu finden sind. Sie verweist auf eine historiographische Grundregel, nach der gesellschaftlicher und kultureller Wandel nur zu erklären ist, wenn strukturelle Faktoren und Kontingenz sowie die selektive Aneignung der Akteure gleichermaßen berücksichtigt werden. Unter dieser Prämisse untersucht Hirsch mit den jüdischen Studentinnen eine gesellschaftliche Minderheit, die in der Blütezeit nationalstaatlicher Profilbildung gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Kulturvermittler agierte. Vor allem russländische Jüdinnen waren geprägt von kulturellen Traditionen, in denen das kognitive Lernen hochgeschätzt wurde und die Frauenerwerbstätigkeit anerkannt war. Hinzu kam, dass im Zarenreich, anders als in Deutschland, die Verbürgerlichung jüdischer Familien deutlich später einsetzte, womit sich eine aufs Häusliche konzentrierte Frauenrolle nicht durchsetzte. Frauen wurde in Russland zwar viel länger als in anderen Ländern der Zugang zu Universitäten verwehrt, zugleich gab es dort zahlreiche Mädchengymnasien, an denen die Grundlagen für eine akademische Bildung vermittelt wurden.

Nicht ganz überzeugen kann die Argumentation, dass egalitäre Vorstellungen des Nihilismus, denen zufolge Frauen als selbständig und belastbar galten, das osteuropäisch-jüdische »Genderideal« verstärkt hätten. Während die sozialen Bedingungen und kulturellen Bezüge der Frauen durch Quellen gut nachvollziehbar sind, erscheint der Einfluss der kurzlebigen nihilistischen Bewegung auf das weibliche Selbstverständnis zwar plausibel, ist für das Sample aber nicht schlüssig zu belegen.

Bildungswillige jüdische Frauen fanden in Russland keine Möglichkeiten zum Studium. In der Schweiz boten sich ihnen dagegen gute Bedingungen, weil dort anders als in Deutschland politische Macht und gesellschaftlicher Einfluss weniger über universitäre Abschlüsse als über Wahlen vergeben wurden. So erklärt sich auch die liberalere Handhabung bei der Zulassung von Frauen an den Schweizer Universitäten, während das Wahlrecht in der Eidgenossenschaft Frauen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein diskriminierte.

Die Befunde der Verfasserin zu den jüdischen Akademikerinnen aus Russland erscheinen – im Vergleich zu den reich biographisch unterfütterten zu ihren deutschen Zeitgenossinnen – etwas weniger profiliert. Das liegt an der unterschiedlichen Quellenlage, schränkt den Wert der qualitativen Aussagen jedoch nicht ein. Luise Hirsch stellt nämlich Übereinstimmungen in den – aus Russland in deutlich kleinerer Zahl – überlieferten Memoiren heraus und kann auf dieser Grundlage gut begründete Aussagen treffen über typische osteuropäische Studentinnen an deutschen und schweizerischen Universitäten, ihre Lebensweise und ihre soziale Herkunft. Jeder Kollektivbiograph muss sich mit solchen Ungleichgewichten auseinandersetzen und innerhalb des jeweiligen Analyserahmens eine überzeugende Methode entwickeln. Die Verfasserin zieht neben ihren eigenen biographischen Materialien die Ergebnisse von Gender Studies, die Literatur zur Bildungsforschung, zur europäischen Migrations- und zur jüdischen Kulturgeschichte heran, und zeigt auf, dass die meisten russländischen Jüdinnen aus den traditionellen Schtetls in kleineren oder mittleren Städten kamen. Den hohen Anteil von Jüdinnen aus Weißrussland und aus den Gebieten rund um Odessa kann sie kulturgeschichtlich erklären: Während im Belorus das *mit-nagdisch*, eine weniger orthodox und rational orientierte Form des Judentums dominierte, gehörte Odessa zu den modernen Metropolen des Zarenreiches. Beide Kontexte begünstigten den Aufstiegswillen jüdischer Frauen bzw. ihrer Familien.

Indem sie die Aufstiegsmotive jüdischer Studentinnen auf ihre religiöse Prägung und ihre kulturellen Identitätsmuster bezieht, möchte Luise Hirsch ein Gegengewicht zu den bislang vorherrschenden sozialhistorischen Erklärungen bieten, wonach urbane Herkunft, Geburtenrückgang oder verändertes Heiratsverhalten den überproportionalen Anteil jüdischer Studentinnen herbeigeführt habe. Dagegen stellt die Studie heraus, dass die deutschen wie die russländischen Jüdinnen zwar gleichermaßen überwiegend aus Kaufmannsfamilien stammten, dass sie in der universitären Wirklichkeit aber nur wenig miteinander verband. Vielmehr spielte das »spezifische kulturelle Kapital der jüdischen Frauen, russländischen wie deutschen« die entscheidende Rolle. Sie erklärt, warum sie zur Avantgarde bei der Durchsetzung des Frauenstudiums werden konnten.

Die Studie von Luise Hirsch bietet nicht nur einen Beitrag zur Geschichte des Frauenstudiums, sondern zugleich eine anschauliche und gut lesbare Fallstudie zum Kulturtransfer. Die Autorin hält sich Proklamationen zur transnationalen Forschungsperspektive angenehm zurück, erfüllt den Anspruch dafür umso mehr. Mit den beigefügten Kurzbiographien und einem detaillierten Register stellt die Studie eine grundlegende Ergänzung der bisherigen Forschung dar.

Claudia Kemper (Hamburg)